
Philosophie in Mittelalter und Renaissance

6.1 Mittelalter

6.1.1 Die Emanzipation der Philosophie von der Theologie

Von der griechischen Philosophie trennen die neuzeitliche Philosophie fast tausend Jahre. In dieser Geschichte der gesamten Philosophie behandle ich die Philosophie von Mittelalter und Renaissance lediglich als Vorstufe zur neuzeitlichen Philosophie und daher nur kurz. Nach dem Zusammenbruch des römischen Westreiches am Ende der Spätantike begann im Reich Karls des Großen um die Wende zum 9. Jh. ein mühsamer Wiederaufbau der staatlichen Organisation und ein kulturellem Neubeginn. Die Klöster haben einen Teil des kulturellen Erbes über die dunkle Zeit hinweg gerettet, insbesondere die Schriften von Augustinus und anderen Kirchenlehrern sowie Werke von Boethius und seine lateinische Übersetzung des *Organon* von Aristoteles. Man musste also philosophisch nicht völlig neu beginnen.

Bis zum Ende des 18. Jh. war das Verhältnis von Vernunft und Glaube, von Philosophie und Theologie ein zentrales Thema beider Disziplinen. Dieses Verhältnis hat sich schon im Mittelalter deutlich gewandelt. Am Beginn stand Philosophie ganz im Dienst der Theologie. Der Glaube hatte die weltanschauliche Hoheit und allein die Kirche entschied, was man zu glauben hatte. Ihr Deutungsmonopol wurde mit der Macht kirchlicher und staatlicher Institutionen durchgesetzt. Es war und blieb lange Zeit lebensgefährlich, sich in Widerspruch zur Kirche zu setzen. Nur langsam hat die Philosophie gegenüber der Theologie an Gewicht gewonnen. Zuerst hatte sie nur die Aufgabe, die Glaubensaussagen auf den Begriff zu bringen. Dazu hat Karl der Große Alkuin (730–804) berufen – die Lebensdaten der mittelalterlichen Philosophen sind anfangs wieder unsicher –, den Leiter der Domschule von York, der dann die Neugestaltung des Bildungswesens geprägt hat. Zunächst ging es darum, zentrale, aber schwer verständliche dogmatische Aussagen zu verdeutlichen wie die Rede von der Trinität, der Einzigkeit Gottes in drei Personen, ferner die Prädestinationslehre von Paulus und Augustinus, nach der Gott die Menschen von Beginn an, unabhängig von ihren Handlungen, zur ewigen Seligkeit oder zur Verdammnis bestimmt hat, und die Lehre von der Transsubstantiation, der Wandlung der Hostie in der Feier der Eucharistie in den Leib Christi. Befasste sich Alkuin vor allem mit der Trinität, so der Ire Johannes Scotus (Eriugena) (810–877), seit etwa 847 Leiter der Schule am Hof Karls des Kahlen, mit der Prädestination. Er hat auch griechische Werke, z. B. von Pseudo-Dionysios und Maximus Confessor ins Lateinische übersetzt. Um die Transsubstantiation ging es endlich in der Kontroverse zwischen

Berengar von Tours (1010–1088) und Lanfranc aus Pavia (1005–1089), Prior in Bec in der Normandie, der den Ruf der dortigen Schule begründete und 1070 Erzbischof von Canterbury wurde.

Eine deutliche Aufwertung gegenüber ihrer Rolle bei der Explikation von Glaubenswahrheiten erhielt die Philosophie mit der Idee der Fundamentaltheologie. Deren Aufgabe war es, die Existenz Gottes ohne dogmatische Voraussetzungen, nur mit Vernunftgründen zu beweisen und so den Glauben an einen allmächtigen, allwissenden und gütigen Gott auch gegenüber Heiden zu rechtfertigen. Ein gütiger Gott musste den Menschen den Weg zum Heil offenbaren, den sie nicht selbst erkennen können, so dass dann noch zu zeigen blieb, dass die biblischen Texte diese Offenbarung sind.

Gottesbeweise, d. h. Argumente für die Existenz Gottes, hat schon die Antike formuliert. Der teleologische Gottesbeweis findet sich, wie wir sahen, zuerst bei Sokrates, dann bei Aristoteles, in der Stoa und auch bei Philon von Alexandrien. Der kosmologische Beweis findet sich bei Aristoteles, ebenso wie eine Vorform des ontologischen Beweises.¹ Diese Vorform sieht so aus: Es gibt, wie die Erfahrung zeigt, Gutes, das nicht vollkommen gut ist, sondern nur relativ gut. Als relativ gut kann man etwas nur bezeichnen, wenn es etwas Besseres gibt. Die Kette des Besseren kann nicht unendlich sein, denn es gibt nichts aktual Unendliches, sie muss also einen Anfang haben, etwas absolut Gutes, und das nennen wir Gott.

Diese Argumente wurden nun wieder aufgenommen. Thomas von Aquin (1225–1274) hat in der *Summa contra gentiles* I, 13 mehrere Versionen des *kosmologischen Beweises* angegeben.² Ihnen allen liegt derselbe Fehler zugrunde, der sich gerade bei der Vorform des ontologischen Beweises gezeigt hat, dass man ohne Begründung eine aktuelle Unendlichkeit von Gegenständen oder Ereignissen ausschließt. Dieser Fehler zeigt sich auch in der Formulierung, in der Gott als Erstursache bestimmt wird. Da nichts Ursache von sich selbst ist – die Ursache muss ja früher da sein als die Wirkung – wird Gott so als *ens a se* aufgefasst, als Wesen, dessen Existenz und Beschaffenheit keine äußere Ursache hat. Das Argument sieht dann so aus:

- 1) Es gibt etwas.
- 2) Alles, was kein *ens a se* ist, hat eine Ursache.
- 3) Jede Kette von Ursachen ist endlich.
- 4) Also gibt es eine Erstursache.

Hier sind die Prämissen (1) und (2) unbedenklich, (3) kann man jedoch nicht ohne weiteres annehmen. Verursachung ist ja nur als eine irreflexive und transitive Relation bestimmt, d. h. nichts verursacht sich selbst, und wenn *A* Ursache von *B* ist und *B* Ursache von *C*, so ist auch *A* Ursache von *C*. So eine Relation ist auch die Beziehung des Kleinerseins auf der Menge der ganzen Zahlen, in der es kein

¹ Vgl. 3.1.1, 3.5.5, 4.1.3 und 5.1.1.

² Die ersten drei seiner »fünf Wege« sind Versionen des kosmologischen Arguments.